



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Eulenberg, Herbert: Holland : aus der Vogelschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Holland

Aus der Vogelschau

Von Herbert Eulenberg

Je länger wir im Westen Deutschlands von diesem unserm nächsten Nachbarländchen abgeschlossen sind, desto märchenhafter wird es dank der verklärenden Macht unserer Erinnerung in unserer Vorstellung: Dies eigenartige Land mit seinen Glockenspielen und Windmühlen, seinen Kanälen und Zugbrücken und Grachten, wie man die mit Bäumen bepflanzten Straßen neben diesen Kanälen nennt. Jahrelang trennte uns der Krieg mit seinem Reiseverbot und Paßzwang von diesem Land. Und nun tut es die Valuta, die uns einen Ausflug nach Holland fast unmöglich macht. Früher in seligen Friedenszeiten fuhr allnächtlich ein Dampfer, in frischtem Grün und Weiß gestrichen, von Köln nach Rotterdam. Manche schöne Sommermondnacht sind wir damals den Rhein heruntergetrieben, süß in den Schlummer geschaukelt von dem Wein und den sanften Wellen jenes Stromes, bis uns eine frische Morgenbrise, der erste Gruß von der See, in Zevenaar zum Genuß des holländischen Frühstücks aufweckte. Wie ließ man sich da, während die Zollbeamten unsere Handkoffer, ohne sie zu öffnen, schonend bekreideten, den ersten holländischen „kop koffie“, aus echten Savabohnen, schmecken! Und den Goudakäse und die nach Wiesen duftende frische melk und die „zachte eieren“, wie man die weichgekochten Eier bestellte. Gegen 11 Uhr legte man dann in Nimwegen an, der alten niederrheinischen Siebenhügelstadt, in der einstmals der Friede von „Nimm wegl“, wie ihn das deutsche Volk schimpfte, geschlossen ward, der für uns nicht viel vorteilhafter als der letzte Friede von Versailles aussah und den Großen Kurfürst das eben eroberte Pommern kostete. Dann betrachtete man sich mit holländischer Miße die Kirchen, die Stadtwage und Fleischhalle der Stadt, tafelte hernach und ging dann am Nachmittag über das köstliche Schloßchen Woiland, berühmt durch die erste Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit Voltaire, nach Cleve, um von dieser anmutigen Stadt mit der Schwanenburg nachts mit dem Schnellzug nach Hause zu fahren.

Ach! Es war das schönste Wochenende, das man sich denken kann. Heute würde wohl ein solcher Ausflug, den wir damals üppig mit sechzig bis achtzig Mark bestritten, an die fünftausend Mark kommen. Und vielleicht würde man auch ohnedem nicht mehr ganz so gerne nach Holland reisen wie früher. Denn, um es grad herauszusagen, die Holländer haben uns allesamt während dieser letzten acht Jahre unsern Mißvergnügens etwas enttäuscht. Man kennt das bissige Urteil des soeben aufgerufenen Voltaires über das Land und seine Bewohner. Es ist mehr ein Wortwitz und kaum ins Deutsche zu übertragen. Er nennt Holland „le pays des canaux, des canots et des canailles“, das Land der Kanäle, der Kanoes und der Kanailen. Ganz so unhöflich wie die von Holland mit Vorliebe verhässelten Franzosen wollen wir nicht gegen unsere stammverwandten Brüder sein. Aber wir dürfen doch feststellen, daß ihr Benehmen gegen uns während des ganzen Krieges möglichst vorsichtig und kühl gewesen ist. Von vorneherein sei zugegeben: Holland hatte einen sehr schweren Stand zwischen den Parteien und durfte sich weder gegen England noch gegen uns bloßstellen. Infolgedessen benahm es sich „korrekt“. Das heißt, es nahm entschlossen an dem Ausshungerungsfeldzug Englands gegen Deutschland teil, indem es sobald es nötig war, die Ausfuhr von Lebensmitteln nach Deutschland sperrte. Es sei dies ohne weiteren Vorwurf festgenagelt. Denn Holland hätte mit jedem Entgegenkommen gegen Deutschland

seine Kolonien aufs Spiel gesetzt. Aber man kann „korrekt“ bleiben und dabei kann der Unterton doch ein herzlicher sein. Das ist nun allerdings während des ganzen Krieges auf holländischer Seite kaum der Fall gewesen. Ganz abgesehen von der geflissentlichen Deutschenheze des „Telegraph“ in Amsterdam, dieser Stadt, die, wie die französischen Berichterstatter mehrfach zu jener Zeit an ihre Zeitungen schrieben, deutschfeindlicher ist als Paris, wehte während des Krieges durch ganz Holland kein sehr günstiger Wind für Deutschland. Die Sympathien des Volkes, das nach dem Teufel nichts mehr fürchtete als den „preukischen Militarismus“, standen entschieden stärker auf der Seite unseres gegnerischen Mächtebundes.

Aber vergeben wir unsern Schuldigern, wie auch uns unsere Kriegsschulden endlich vergeben werden mögen! Was weit schlimmer wiegt als jenes „korrekte“ Verhalten Hollands gegen uns zwischen 1914 und 1918, das war das Vorgehen vieler seiner Bewohner nach der Kriegszeit. Denn so zugeknöpft sie während jener Kriegsjahre gegen uns gewesen waren, so aufgetknöpft wurde ein großer Teil der holländischen Bevölkerung nun nach unserer Konfuzserklärung. Er beteiligte sich nämlich am kaufkräftigsten und zahlreichsten an dem großen Ausverkauf Deutschlands. Es war besonders in den großen niederrheinischen Städten oft ein empörender Anblick zu sehen, wie diese Leute, die schon von dem ganzen Kriegselend kaum etwas zu leiden gehabt hatten, nun dank ihres guten Geldstandes das arme, ausgehungerte Deutschland ausbeuteten. In riesigen Kraftwagen kamen sie oft über die Grenze gefahren, statteten sich mit doppelten Anzügen, mit Schuhen und den teuersten, für sie so billigen Pelzmänteln aus, um dann magengestärkt und seelenvergnügt unter Lachen und Schimpfen auf die dummen Deutschen wieder heimwärts zu steuern.

Gewiß! Auch dieser Vorwurf trifft nicht auf alle Holländer zu. Die innerlich vornehmen von ihnen mögen sich bei diesem Ansturm auf das vernichtete Deutschland zurückgehalten haben. Aber die Beteiligung Hollands an dem wirtschaftlichen Zusammenbruch seines mächtigen Nachbarn war gleichwohl sehr stark. Auch ist nicht bekannt geworden, daß ein Frederik van Eden, der 1914 öffentlich mehrfach seine Empörung über unsere, ursprünglich doch friedfertig gedachte, Verletzung der belgischen Neutralität ausgedrückt hat, noch irgend ein anderer bedeutender holländischer Schriftsteller sich in einem Aufruf an sein Volk gewendet und es beschworen hat, bei dieser Auspöderung des deutschen Volkes nicht mitzutun. Und es gab einem wieder allerlei Gedanken über die Rassenfrage und Zweifel an ihrer Bedeutung ein, wenn man, von irgend einem Judenhekartitel in unsern Zeitungen aufschauend, das wilde händlerische Treiben jenes uns doch stammverwandten urdeutschen Völkchens ansah, das, Abkömmlinge des echten niederdeutschen Volksstammes, der Friesen, sich auf uns stürzte, um den gefallenen Friesen mit ausweiden zu helfen.

„Aber lassen wir die Politik! Sie ist so unerfreulich!“ heißt es bei dem alten Fontane, der sich dies jedesmal beim Plaudern in seinen Romanen vornimmt, um zwei Seiten darauf wieder ins Politisieren hineinzugeraten. In dem Punkt der Staatskunst sind uns jedenfalls unsere schweigeramen und verschlosseneren Stammesbrüder von der Maasmündung und dem „Oude Rijn“, dem alten Rhein, entschieden überlegen. Dies Volk von sechs Millionen Menschen hat seine Kolonien, die wertvollsten der ganzen Welt, mit ihren vierzig Millionen Einwohnern behalten dürfen und verwaltet sie nicht schlechter als das mächtige England. Nur als Kronland der Kunst, als welches es ehemals in Rembrandts Tagen vor ganz Europa strahlte, hat das Land heute fast völlig seine Bedeutung verloren. Der Völkereforscher steht hier vor einem Geheimnis in der Entwicklung einer Nation. Wie ist der Mangel an künstlerischer Schöpferkraft, insbesondere der Ausfall an Malern in dem heutigen Holland zu erklären, in dem nämlich das Land, das in früheren Jahrhunderten von starken Bildnern strogte und wie ein

prangendes Fruchtbäumchen Blüte auf Blüte ansetzte? Die Bedeutung des Landes als Staatswesen war zu den Zeiten von Rembrandt, Vermeer, Gerard Den, Frans Hals, Ostade, Jan Steen, Ruissdael, Teniers, Hobbema und des herrlichen Wevermann, um nur die hellsten Sterne jenes Jahrhunderts zu grüßen, nicht viel stärker als heute. Und der Reichtum war es erst recht nicht. Denn das jetzige Holland ist eines der wohlhabendsten Länder, wenn nicht das wohlhabendste Land der ganzen Welt geworden. Woran liegt denn nur der Mangel an Zusammenklang zwischen der heutigen Bürgerschaft Hollands und dem Künstlerium des Landes? Woher ist es gekommen, daß ein Volk, in welchem vordem jeder Gildevorsteher und alle Schützengesellschaften in den bekannten „Regenten- und Doelenstücken“ sich malen ließen, für die bildende Kunst nur mehr eine nebensächliche geringe Achtung aufbringen kann? Und warum legt der Holländer von heute, um es in zwei Worten zu sagen, mehr Wert auf seinen Nase als auf die Kunst?

Es geschieht darum, weil dieses Volk etwas, vor dessen Verlust es bereits Multatuli, der vorlezte große Holländer — der letzte hieß van Gogh — gewarnt hat, nur wenig mehr besitzt: das ist jenes höhere Bedürfnis, jener Überschwang der Seelen, den wir „Idealismus“ nennen. Nur in einer Beziehung vermag dies „ausgebrannte Volk“, wie Pol de Mont es einmal nennt, sich über den Tag zu erheben, das ist im Nationalismus, im Stolz auf sein Land und seine Geschichte und Eigenart. Aber der Nationalismus ist ein Traum und Ziel von gestern oder jedenfalls doch nicht allein Bürge weder für die Bildung noch für das Kunstleben eines Volkes. Dieser Mangel an einem höheren Streben auf andern Gebieten ist auch der Grund, warum jenes Ländchen den Fremden leicht langweilig werden kann, worüber schon die ältesten Reisenden gellagt haben. Denn der Nicht-Idealist mag ein höchst tüchtiger, welterfahrener und umsichtiger Mann sein. Aber er wird zugleich auch immer etwas von einem langweiligen Kerl haben. Dies Fehlen eines gewissen Seelenadels war es auch, das uns während und nach dem Kriege ein wenig an unsern liebwerten Vettern und Basen jenseits von Geldern, Elten und Meppen enttäuscht hat. Wir verneigen uns heute wie immer vor den vornehmen Eigenschaften der Niederländer, insbesondere vor ihrem Familieninn und vor ihrer edlen unantastbaren Gastlichkeit, die einen gestürzten Kaiser ebenso wortlos würdig wie einen vertriebenen Denker empfängt. Aber wir verwundern uns und wir bemitleiden auch ein wenig unsern so reich gewordenen Nachbarn wegen der Einbuße an Kunstliebe, an Schöpferkraft und an Weltüberwindung. Und wir gehen hinter seiner prunkvoll aufgebahrten Leiche, die in einem kostbaren, aus Goldengold gegossenen Sarge ruht, mit leeren Taschen, aber auch mit dem überlegenen und durch Tränen lächelnden Gefühl, mit dem der dürftige deutsche Hungerleider in der unsterblichen Erzählung des alten Alemannen Hebel dem prächtigen Leichenzug des großmächtigen Holländers folgte: „Armer Rannitverstan!“